



Aus meinen persischen Papieren

Eine persönliche Kulturgeschichte Irans

Wolfgang Günter Lerch

Wolfgang Günter Lerch
Aus meinen persischen Papieren

Wolfgang Günter Lerch

Aus meinen persischen Papieren

Eine persönliche Kulturgeschichte Irans

F Frank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

Umschlagabbildung: © Verlag Frank & Timme

ISBN 978-3-7329-0759-5

ISBN E-Book 978-3-7329-9206-5

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2021. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.

Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

Für Josef van Ess, in Verehrung

Inhaltsverzeichnis

Erste Schritte in den Garten	11
Persische Impressionen. Eine Aufzeichnung	13
„Mâdar“ heißt Mutter. Ein Deutscher lernt Persisch / Ein Intermezzo	41
Liebe, Wein und Weltenschmerz. Aus persischer Dichtung	49
Isfahan – Stadt der Philosophen. Eine spirituelle Reise nach Persien	75
Erkenntnis und Ekstase. Über den Iranisten Rudolf Gelpke	95
Endzeit auf Persisch. Die Revolution Chomeinîs – Apokalyptik und Politik in Iran	111
Die Bildnisse Rostams. Ein zweites Intermezzo	137
Alter Wein in neuen Schläuchen. Die Religion Bahâollâhs	143
„Zoroaster und Zarathustra“. Eine Meditation zum Schluss	163
Die Dynastien in Iran	173
Stationen – Persien im deutschen Geistesleben (eine Auswahl)	179
Die Imame der Schiiten	181
Bemerkungen und Quellen	183

Ich bin stolz darauf, ein Perser zu sein.
(Heinrich Heine)

Ahura Mazda verlieh mir Beistand.
(Kyros der Große)

Erste Schritte in den Garten

Gärten und die Gartenkunst bringt man heutigentags besonders mit England zusammen. Doch beides, der Garten und die Kunst, ihn anzulegen und zu pflegen, stammen aus dem Orient. Die Hängenden Gärten der Semiramis, eines der sieben Weltwunder der Antike, weisen nach Babylon, der biblische Garten Eden in den Süden des Zweistromlandes (da sind wir schon ganz nah an Persien), doch das Paradies, das wir uns – ob biblisch oder koranisch oder sogar atheistisch – nicht anders vorstellen können denn als einen üppigen Garten, ist persischen Ursprungs. Auch unser Wort „Paradies“.

Im Folgenden werden wir auch das Land der Rosen und der Nachtigallen nicht als Paradies beschreiben können, weil solches gar nicht möglich, viel weniger noch realistisch ist. Aber als einen Garten können wir es uns schon vorstellen – nicht allein im wörtlichen Sinne, als eine Gegend, in der der Pflege von Gärten traditionell eine große Bedeutung zukommt, sondern auch metaphorisch.

Gegenwärtig hat Iran, das uralte Kulturland Persien, keine gute Presse. Die islamische Revolution hat dem Land zwar eine neue Unabhängigkeit von großen Mächten eingebracht, sonst jedoch nicht die Erwartungen erfüllt, die damals, vor mehr als vierzig Jahren, von vielen gehegt worden waren. Die Armen, in deren Namen die Revolution gemacht wurde, sind noch immer arm. Die Wirtschaft liegt darnieder – und zwar keineswegs nur wegen der Sanktionen. Revolutionsgardisten, führende Mullahs und Kaufmanns-Familien haben das Land fest im Griff, alle Versuche, dieses Regiment abzuschütteln, sind bisher gescheitert. Allenfalls Schwankungen zwischen Repression und größerer Liberalität sind zu beobachten. Millionen von Persern sind im ausländischen Exil, in Amerika, Frankreich, England oder Deutschland.

Dies freilich ändert nichts daran, dass das Land auf fast dreitausend Jahre Hochkultur zurückblickt, von den Medern und Achaimeniden angefangen über die Parther und Sassaniden bis zu den islamischen Reichen und Dynastien des „Mittelalters“, der Neuzeit und hin zu unserer Gegenwart.

Der persische Garten hat wunderbare Blüten getrieben, solche der Literatur und Dichtung, des philosophischen Denkens, der Mystik – wie überhaupt der Religion, die bei uns im Westen noch weitgehend unbekannt sind, sieht man einmal von Ausnahmen wie Goethe oder Edward Fitzgeralds Vermittlertätigkeit in der Literatur ab.

Diese Blüten möchte ich vorstellen – anhand meiner persischen Papiere. Das sind private Aufzeichnungen von Reisen, beruflich bedingte Notizen und Artikel, die ich für das große Weltblatt in Frankfurt verfasste, bis hin zu Grammatiken und Anthologien, mit deren Hilfe ich das Fârsi, die persische Sprache, erlernte. Einige Namen und Begriffe, etwa den islamischen Propheten Mohammed, schreibe ich, wie es in unserer Sprache üblich ist. Persische Namen und Begriffe gebe ich entlang der persischen Aussprache und Namengebung wieder, also „Mohammad“ oder „Abdollâh“, statt Muhammad und Abdullâh. Einige arabische Namen und Termini werden hingegen nach der hocharabischen Vokalisation wiedergegeben, allerdings nicht nach der wissenschaftlichen Transkription. Die emphatischen Laute des Arabischen z. B. sagen dem Laien nichts, und sie werden im Persischen auch nicht „arabisch“ artikuliert. Der Zirkumflex auf Vokalen ist ein Hinweis darauf, dass der Vokal gelängt wird. Die Namen persischer Städte werden einmal in der bei uns verwendeten Form geschrieben, aber auch nach der persischen Aussprache und Schreibweise. Die Religionsgelehrten erscheinen in der international gebräuchlichen Umschrift als „Mullahs“. Nur den berühmten Philosophen Mullah Sadr od-Dîn-e Schîrâzî schreibe ich als Mollâ Sadrâ. Die beiden Namen „Persien“ und „Iran“ verwende ich gleichberechtigt, sie sind auch ungefähr gleich alterwürdig. Im Deutschen ist es Brauch, die allermeisten Länderbezeichnungen ohne bestimmten Artikel zu verwenden – anders als im Französischen. Also heißt es „in Persien“ und „in Iran“, wie „in Deutschland“, keinesfalls „im Iran“.

Persische Impressionen

Eine Aufzeichnung

Wer in Iran, dem alten Land Persien, reist, kommt an der Hauptstadt Teheran natürlich nicht vorbei. Das ist auch gut so; denn es ist immer nützlich und lehrreich, das Zentrum eines Landes zu besuchen, wo Regierung und Verwaltung angesiedelt sind und wo der Lebensstil im Allgemeinen von größerer Urbanität geprägt wird als auf dem flachen Lande.

Zum ersten Mal war ich im Jahr 1970 in Teheran. Dies scheint von heute Welten weit entfernt zu sein, und doch hatte ich damals schon das Gefühl, mich in einem Moloch von Stadt aufzuhalten. Noch waren wir nicht mit dem Flugzeug gekommen, wie später so oft, sondern mit dem Bus über Land – aus der Türkei über Bâzargân, Mâkû, Cho'i, Täbris und Ghazwin. Teheran war längst Millionenstadt, doch verglichen mit unseren Tagen noch überschaubar. Jetzt, da diese Zeilen niedergeschrieben werden, leben wenigstens zehn, wenn nicht zwölf Millionen Menschen dort. Dass es die Hauptstadt eines islamischen Landes ist, sieht man übrigens nicht auf den ersten Blick: Teherans Silhouette wird, anders als bei Kairo, Damaskus oder gar Istanbul, nicht von einer Reihe von Kuppeln oder einem Wald von Minaretten geprägt, die sich hoch in den orientalischen Himmel recken. Man bemerkt diese erst, wenn man die Stadt als Fußgänger durchstreift und bestimmte Moscheen und Heiligtümer aufsucht.

Teheran zerfällt in zwei große Teile, die ihrerseits etwas Typisches über das ganze Land aussagen. Wie ein riesiger Pfannkuchen schmiegt sich die Stadt an die Erde, ergießt sich von den südlichen Ausläufern des Alborz-Gebirges, das sich im heiligen Berg Demawend bis auf mehr als 5600 Meter Höhe aufschwingt, hinab in die Ebene der Dascht-e Kawir, der großen Salzwüste, die schon am Stadtrand beginnt. Die nördlichen Stadtteile liegen 2000 Meter hoch, die südlichen 800 Meter. Das Gefälle beträgt also 1200 Meter.

Im Norden, wo die Vermögenden und Reichen leben, ist es kühler, im Süden, den Stadtteilen der Armen, herrscht im Sommer eine kaum erträgliche

brütende und staubige Hitze. So spiegelt die Hauptstadt etwas vom geographischen und auch sozialen Charakter des Landes wider. Zwei Drittel seiner riesigen Fläche sind Wüsten, ein Drittel bebaubar oder gar, wie ganz im Norden und am Südufer des Kaspischen Meeres, das auf Persisch Daryâ-ye Chazar heißt, „Meer der Chasaren“, üppiges Fruchtländ. Die Schnittstelle zwischen dem Norden und dem Süden der Stadt ist Râh-e âhan, der Hauptbahnhof, dort beginnen die südlichen Stadtteile. Doch auch der Große Basar – ein Wort, das wir aus dem Persischen übernommen haben – liegt schon in der Mitte. Seine Mitte ist die Haupt-Moschee, die damals noch dem Schah zubenannt war. Heute heißt fast alles nach Chomeinî oder dem „Emâm“, als welcher er angesehen wird. Schon damals verstand ich, dass der Große Basar und dass die Basar-Händler insgesamt das Schicksal des Landes bestimmen. Solange die Basaris auf ihre Kosten kommen, die mit vielen der herrschenden Mullahs und deren Familien eng verbunden sind, und solange die Revolutionsgardisten als Prätorianer-Garde davon profitieren, wird die iranische „Mullahkratie“ erhalten bleiben.

Der Schah Mohammad Rezâ Pahlawî saß damals noch fest auf dem Pfauenthron, den einer seiner zahlreichen Vorgänger, Nâder Schah, den Mogulherrschern geraubt hatte. Die Avenue Pahlawî zog sich vom Norden Teherans bis in den Süden durch die Stadt, und sie sollte noch neun Jahre lang so heißen. Niemand ahnte, dass dann seine Herrschaft fast klang- und sanglos enden würde. Iran war eng mit dem Westen, mit Israel und auch dem Apartheid-Südafrika verbunden; zwar gab es eine Opposition in Gestalt der Nationalen Front, der die Politik des Schahs nicht nationalistisch genug war, und der kommunistischen Tudeh-Partei, die die Sowjetunion als Verbündeten hatte, doch gewann man den Eindruck, trotz aller Kritik sei der Schah gerade beim einfachen Volk nicht unpopulär. Eine religiöse Opposition steckte noch in den Kinderschuhen. Sie bestand aus „Klerikern“, wie Ajatollâh Chomeinî, der im Exil im Irak war, und seinen Anhängern sowie aus linken, auch marxistisch argumentierenden Muslimen, die den Schiismus, wie etwa Ali Schari'atî, linkslastig gesellschaftspolitisch aufbereiteten. Sie wurden unterdrückt und verfolgt, der Schah hatte, wie auch sein Vater Rezâ Schah (zuvor Rezâ Khan) den Einfluss des Islam nach dem Vorbild Kemal Atatürks in der Türkei beschnitten, allerdings weitaus weniger als dieser; bei meinem ersten Besuch Teherans feierte man gerade

den Geburtstag eines der Imame der Schiiten, die Leute hatten frei, gingen in die Moscheen, und man hatte nicht den Eindruck, dass es verboten war, ein frommer Muslim zu sein. Anzeichen für eine Verwestlichung waren freilich deutlich sichtbar.

Der Schah war arrogant und ein Autokrat, seine Familie durchaus korrupt. Dies allerdings galt für die gesamte Region zwischen Marokko und Pakistan. Ja, es gilt bis heute. Seine Reformen waren nicht alle gelungen, manche sogar Augenwischerei. Dennoch hatte Iran unter den beiden Pahlawis einen Modernisierungsschub ohnegleichen erlebt, immer verglichen mit den Zuständen unter den letzten Qâdschâren. Jene Mullahs, die unter Chomeinîs Führung dann die Macht ergriffen, hatten denn auch weniger an der Autokratie (das glaubte man nur im Westen) als vielmehr an der Verwestlichung (*gharbzâdegi*) auszusetzen, die ihnen zutiefst zuwider war, und am guten Verhältnis Irans zu Israel, das allerdings ganz auf der Linie der bisherigen Geschichte Persiens lag.

*

Acht Jahre später fand ich Teheran in fiebriger Stimmung vor. Die Demonstrationen auf dem Dschâleh-Platz waren niedergeschlagen worden. Teheran sah moderner und noch westlicher aus. Neben den Frauen im traditionellen Tschador, vor allem im Süden Teherans, sah man junge Frauen und Mädchen im damals modernen westlichen Minirock. Ich wohnte ziemlich weit im Norden, im Hilton Hotel. Der deutsche Botschafter Ritzel beschrieb die Stimmung ebenfalls als fiebrig, das war auch mit Händen zu greifen. Doch konnte er sich nicht vorstellen, dass der Schah fallen würde. Die Amerikaner würden ihn aus geostrategischen Gründen stützen, auch seien nicht alle Iraner von den islamischen Utopien Ajatollâh Chomeinîs begeistert.

Das war eine Fehleinschätzung, wie man erfuhr, wenn man in die Provinz fuhr. Das tat ich. Ich war nun beruflich unterwegs.

Auf dem Weg in den Süden passierten wir zunächst das Heiligtum von Scheich Abdol Asîm. Nach eineinhalb Stunden war Ghom erreicht. Hier erfuhr ich zum ersten Mal, was es heißt, in einer schiitischen Pilgerstadt zu sein. In Ghom dreht sich alles um den Schrein der Fâteme-ye ma'sûmeh, der sündenreinen Fatima, die die Schwester des achten Emâm, Rezâ, gewesen war und hier

begraben liegt. Hier war nicht mehr Teheran, sondern etwas ganz Anderes. Der Bruder, den die Schiiten eben als ihren achten Imam von Zwölfen verehren, liegt in Maschhad begraben, ganz im Osten Irans.

Nahe dem Heiligtum aß ich ein Tschelo Kabâb, gegrilltes Fleisch mit Reis. Dann versuchte ich, wenigstens in den Vorhof des Heiligtums zu gelangen, doch hätte ich auch den Plan fassen können, den heiligen Gral zu finden. Am bewachten Eingang murmelte ich die Basmala und begann mit der arabischen Rezitation des Anfangs der Sure al-Fâtiha. Doch es war vergebens. Meine Behauptung, ich sei ein Muslim aus Bosnien, verfing nicht. Dass ich unverrichteter Dinge umkehren musste, überraschte mich nicht, im Stillen hatte ich damit gerechnet.

Der Wirt des Restaurants, in dem ich soeben gegessen hatte, hatte immerhin ein Einsehen und führte mich, nachdem ich ihm erklärt hatte, wer ich sei, auf die Dachterrasse seines Lokals. Von dort konnte ich Einblick nehmen in den geräumigen, von Pilgern erfüllten Vorhof des Schreins, sah die kostbaren abstrakten Mosaiken im Eiwân der heiligen Moschee und die Spiegelarbeit, die das göttliche Licht vergegenwärtigen soll.

Dann fuhr der Bus weiter. Am späten Nachmittag erreichten wir Isfahan. Doch darüber später.

*

Wenn man sich Persien von Westen her nähert, fährt man durch die Provinz Aserbeidschan. Das Gelände ist gebirgig, doch mehr oder weniger breite Täler fungierten immer als Verkehrswege. Über Mákû und Cho'î erreicht man Täbris (Tabrîz), die Hauptstadt dieser nordwest-iranischen Provinz. Die Stadt hatte ihre große Zeit unter den Seldschuken und Mongolen. Der Ark, die Burg, überragt nach allen Seiten sichtbar, das Zentrum.

Aserbaidshân – das ist die antike Atropatene, das Land der Feuertempel der uralten zarathustrischen Religion. Sie hat ganz Iran geprägt und tut es noch heute, verborgen auch unter dem Schild des schiitischen Islams. Ihm hängen auch die Azeris an, die eigentlich türkischen Ursprungs sind, sich jedoch durch das Schiitentum von ihren Brüdern in der Türkei unterscheiden. Diese sind mehrheitlich Sunniten. Das Azeri ist eine eigenständige Turksprache, unter-

scheidet sich freilich nur wenig von den in der Osttürkei gesprochenen Dialekten. Eine Verständigung zwischen Türken und Azeris breitet kaum Schwierigkeiten. Viele Millionen Türken leben in Iran, und man begreift, dass auch dieses Land ein Vielvölkerstaat ist. Die kleinere Hälfte des Azeri-Volkes lebt im heutigen Aserbaidschan, das früher als Sowjetrepublik zur Sowjetunion gehört hatte, nun aber unabhängig ist. Dessen Hauptstadt ist Baku, am Kaspischen Meer gelegen. So sind auch die Aserbaidschaner ein geteiltes Volk und Land. Immer haben sich Türken und Perser, später dann die Russen als Herrscher abgewechselt. Bis zum Vordringen der Russen nach Süden hatten die persischen Schahs bis nach Derbend hinauf weit jenseits des Kaukasus geherrscht, und zwischen 1828 und 1829 scheiterte der Versuch des damaligen Kronprinzen Abbâs Mîrzâ, diese Gebiete den Russen wieder zu entreißen. Das sind Epochen der Geschichte, die wir in unserem Mitteleuropa gar nicht kennen. Im Vertrag von Turkomantschai musste Persien endgültig auf die transkaspischen Gebiete verzichten, doch Russen und Türken (Osmanen) stritten weiter um sie.

Über Ghazwîn, das zur Zeit der Safawiden auch einmal Hauptstadt von ganz Iran war, erreicht man schließlich Teheran, das erst unter den Qâdschâren zur Hauptstadt wurde.

*

Wir sind am Morgen in Teheran aufgebrochen. Nun erklimmt der Überlandbus die steilen Aufschwünge des Alborz. Felsen und Schründe breiten sich vor uns aus, umspielen das Asphaltband, das sich schlangengeleich in die Höhe windet. Braun und beige und kahl zeichnen sich die Berge vor dem strahlend blauen Himmel ab. Viele Kilometer weit gleitet der Blick über die hinter uns liegende Ebene, bis sie allmählich im Wüstendunst verschwimmt. Hinter uns nur flacher Horizont. Es geht immer weiter in die Höhe. Plötzlich eine Ansiedlung, verstreute Rasthäuser und – Skilifte. Wir sind auf dem Gipfel der Bergkette angelangt, dort, wo die Teheraner Society im Winter den Freuden der kalten Jahreszeit frönt.

Dann, hinter Paran, geht es ebenso steil abwärts, und die Landschaft ändert sich abrupt. Wie mit einem Rasiermesser abgeschnitten erscheint das Grün auf der Bildfläche. Schon vor Bâbol erreicht man Wälder, Bäume dicht an dicht,

die Luft wird feucht – welch ein Unterschied zu dem trockenen Teheran! In Bâbolsar, das wir wenig später erreichen, weitet sich abermals der Blick bis zum Horizont. Es ist das Kaspische Meer, der größte Binnensee der Erde.

Die Provinzen Mâzanderân und Gilân, an den nördlichen und nordwestlichen Stränden des riesigen „Meeres“ gelegen und weit in dessen Hinterland reichend, sind die fruchtbarsten und üppigsten Regionen des Landes. Hier gibt es Dschungel, hier wird Reis angepflanzt, hier wachsen Blumen und Gemüse, die es anderswo im Lande Iran nicht gibt. Links und rechts der Straße wird Reis zum Trocknen ausgelegt. Wir sind in den Tropen.

Über dem riesigen Kaspischen Meer ist die Verdunstung so stark, dass Regenfälle die Region zu einem Garten Eden machen.

Und den Garten Eden, das Paradies, verdanken wir ja auch der persischen Sprache. Das griechische „paradeisos“ kommt von „pardaesha“, was im Alt-Persischen den üppigen Garten meint, das Äquivalent für reiches, fülliges Leben und Glück. In zarathustrischer Zeit stand es für den prall gefüllten Rinderpferch.

*

Schiras (Schirâz), die Stadt der Rosen und der Nachtigallen, betritt man durch das Allahu Akbar-Tor. Gott ist groß, ist größer. Leicht abwärts, wenn man von Norden, von Isfahan kommt, führt die Straße direkt in das Zentrum der lebendigen Stadt hinein. Wie fast alle iranischen Städte ist auch Schiras ein Pilgerzentrum, gedeiht das religiöse Leben dort und bringt auch die dazugehörigen Einnahmen in die Stadt; doch gilt dies noch in einem anderen Sinne: Schiras ist das persische Weimar. Wie die deutsche Sprache, Dichtung und Kultur in dem kleinen Ort an der Ilm verortet sind, dank Goethe, Schiller, Wieland und vieler anderer Geistesgrößen, so gilt dies für Schiras und Persien. Zusammen mit Isfahan bildete die Stadt seit etwa tausend Jahren einen Brennpunkt persischen Geisteslebens, der nicht nur Sufis eine Heimat bot, sondern auch Denkern und Dichtern.

Ziel der Schiraser Pilger sind die Ruhe- und Gedenkstätten für Hafis und Saadi. Das sind Scheich Mosleh od-Dîn-e Sa'dî und Mohammad Schams od-Dîn-e Hâfez. Scheich Saadis klassische Werke sind der „Golestân“ („Der Rosen-